

Kirchliches Amtsblatt

der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs

Nr. 6

28. Juni 1984

ISSN 0932-4172

HANDREICHUNG FÜR DEN KIRCHLICHEN DIENST

Nachstehend veröffentlichen wir (leicht gekürzt) einen Vortrag, den Dozent Dr. Jürgen Ziemer (Leipzig) auf der Tagung der Generalsynode der VELK in der DDR am 15.6.1984 in Eisenach gehalten hat.

Trauernde begleiten - Aufgaben einer missionarischen Gemeinde

I. Erwartungen

Was erwarten Trauernde, wenn sie einen Pfarrer aufsuchen und ihn um die Bestattung bitten? Es ist beinahe unmöglich, hier pauschal zu sprechen. Zu unterschiedlich sind die Situationen, zu unterschiedlich das Bild in unseren Kirchen. Der Übergang von einer Volkskirche der Vergangenheit zu neuen, der veränderten Situation angepaßten Formen vollzieht sich in unterschiedlichem Tempo - sowohl strukturell als auch im Bewußtsein der Gemeindeglieder. Gerade bei den sogenannten "Kasualien" wird das deutlich. Unabhängig von lokalen Besonderheiten wird man jedoch drei Formen der Erwartung immer wieder begegnen.

Erste Erwartung: bürgerliche Abschiedshandlung. Manfred Haustein hat kürzlich darauf hingewiesen, daß der Pfarrer bei der Amtshandlung "nolens volens auch als Öffentlichkeits- und Gemeinschaftssprecher erwartet" wird. Von den Angehörigen wird ihm ein "kommunal-gesellschaftlicher Auftrag" erteilt. Auch wenn zunehmend weltliche Redner diese Aufgabe übernehmen - in Großstädten dürfte die Anzahl der kirchlichen Bestattungen 10% aller Sterbefälle kaum überschreiten! -, so ist doch dieser Auftrag auch für den Pfarrer geblieben. Der Verstorbene möchte mit den notwendigen "Ehrungen" auf eine "würdige" und pietätvolle Art zu Grabe getragen werden. Vom Pfarrer wird erwartet, daß er das Ritual beherrscht und mit Leben zu füllen versteht.

Zweite Erwartung: persönliche Tröstung. War die erste Erwartung stark gesellschaftsbezogen, so ist die zweite personbezogen. Die Art der Teilhabe am kirchlichen Leben steht bei dieser Erwartung genau so wenig im Vordergrund. Leitend ist die Hoffnung, der Pfarrer könnte ein Mensch sein, der jemanden in der Trauersituation versteht, der zuzuhören vermag, der in einer für den Hinterbliebenen aus den Fugen geratenen Welt einen stabilen und stabilisierenden Faktor darstellt. Diese Erwartung entspringt weder volkskirchlicher Konvention, noch ist sie Ausdruck einer engen Bindung. Sie nährt sich aus der unbestimmten Ahnung: In der Situ-

ation der Not und Einsamkeit könnte es geben, was für viele so rar geworden ist: echtes Mitgefühl und ein Wort, das aufrichtet.

Dritte Erwartung: Vergewisserung im Glauben. Auch diese Erwartung ist vorwiegend personbezogen, zugleich aber auch institutions-bezogen bzw. gemeindebezogen. Sie ist stärker an der Symbolwelt des Glaubens orientiert als die vorangegangenen Erwartungen. Es wird erwartet, daß der generelle Inhalt der christlichen Hoffnung - "Jesus meine Zuversicht" - konkretisiert und zugesprochen wird. Gewünscht werden dabei auch von den "treuen" Gemeindegliedern keineswegs fromme Phrasen. Es werden wohl die Symbolworte des Glaubens erwartet - Auferstehung, ewiges Leben, Gnade, Gerechtigkeit-, aber so, daß ihre Bedeutung für die Situation erschlossen wird: Was du geglaubt hast, das gilt jetzt.

Diese drei Erwartungshaltungen begegnen praktisch fast immer "gemischt". Nur werden sie je in der einen oder anderen Richtung besonders akzentuiert sein. Der Pfarrer tut gut daran, sie genau wahrzunehmen. Alle drei Erwartungen haben ihr Recht, nicht nur die dritte. Aber können wir ihnen entsprechen?

II. Hindernisse

Trauernde zu begleiten - das kann schwierig werden. Nicht nur weil es so viele und so unterschiedliche Erwartungen gibt, sondern auch weil die Trauernden in ihren Erwartungen sehr oft ambivalent sind. Es ist jedenfalls nicht in jedem Fall sicher, ob eine auf die Leidenssituation bezogene Trauerbegleitung wirklich gewünscht wird. Es gibt hier eine Unentschiedenheit, die mit der Grundeinstellung zu Tod und Sterben überhaupt zu tun hat.

Sterben und Abschiednehmen - das sollte nach Möglichkeit unauffällig vor sich gehen. Wir wissen ja, daß wir sterben müssen und daß unsere Angehörigen einmal von uns gehen, aber wir möchten alles vermeiden, was uns vorzeitig daran erinnert. Der Tod ist kein Thema. Früher gehörte er stärker zum Leben, da konnte man über ihn sprechen. Fast jedes Kind schon erlebte ihn in der eigenen Familie, wenn ein Geschwisterchen starb oder die Großeltern. Noch aus meiner eigenen Kindheit kenne ich den offenen Leichenwagen, der durch die Stadt zum nahegelegenen Friedhof fuhr - und mancherorts mag das noch so sein, die Regel ist es längst nicht mehr. Selbst das tiefschwarze Leichenauto der Firma "Pietät" - ein umgebauter "Garant" mit Kreuz oder Palmenzweig an der Milchglasscheibe des Seitenfensters - ist ausrangiert. Ein dezent anthrazitfarbener Barkas-Koffervagen des VEB Bestattungs- und Friedhofswesens erledigt die Transporte auf diese Weise - unauffällig. Wo es angebracht ist - z.B. bei großen Pflegeheimen, in denen der Tod häufiger einkehrt - fahren die Toten nachts, um die Lebenden nicht zu stören. Unauffällig sei der Tod!

Natürlich habe ich jetzt ein bißchen scharf akzentuiert, aber doch wohl nicht an der Realität vorbei. Ein "unheimliches Schweigen" umgibt die Zone des Todes. Auch für die Betroffenen. "Machen Sie es kurz, Herr Pfarrer, es ist schon schwer genug!" Dahinter steckt die Befürchtung, der Pfarrer könnte hier zu viel sagen, den Schmerz verlängern. In der Großstadt nimmt die Tendenz zu, auf eine Feier unmittelbar nach dem Trauerfall ganz zu verzichten und statt dessen eine Urnenfeier vorzusehen - 6-10 Wochen danach, wenn das Schwerste hinter einem liegt oder schon in der Seele vergraben ist. Praktische Gründe mögen dafür sprechen, aber die Wahrheit ist doch wohl in den meisten Fällen: da hat man Sprache wiedergefunden, der Tod ist in die Ferne gerückt; die Auseinandersetzung

mit ihm ist nicht mehr so unausweichlich. Hilfe auf Dauer freilich ist hier auch kaum noch zu erwarten.

Mit all dem ist die Situation zunächst beschrieben. Offen bleibt, wie sie zu interpretieren sei. Woher rühren die Widerstände und Hindernisse gegenüber einer menschlichen und geistlichen Begleitung im Trauerfall?

Ich denke, es fehlt einfach an Sprachräumen. Das Thema Tod macht Menschen so hilflos und verlegen wie einst das der Sexualität. Es ist kein gewolltes, eher ein "unheimliches" Schweigen. Vermutlich leiden viele Trauernde unter der Sprachlosigkeit ebenso wie sie sie zugleich auch paradoxerweise wünschen. Das läßt sich einfach nicht auf einen Nenner bringen. Es macht die pastorale Aufgabe einer Begleitung kompliziert, aber doch keineswegs aussichtslos.

III. Aufgaben

Wenn wir es zunächst so allgemein wie möglich formulieren wollen: Die Aufgabe einer christlichen Trauerbegleitung besteht vor allem darin, Trauernden einen Sprachraum zu gewähren, in welchem sie ihre aktuellen Gefühle so ausgedrückt finden und selbst ausdrücken können, daß ihnen sowohl eine Annahme der Realität wie auch neue Hoffnung daraus erwächst. Die Aufgabe der Trauerbegleitung hat einen Gegenwarts-, einen Vergangenheits- und einen Zukunftsaspekt. Davon sei jetzt die Rede.

Von Anton Tschechow gibt es eine ergreifende kleine Erzählung mit dem deutschen Titel "Gram - Wem klage ich meinen Schmerz?". Der Kutscher Jona fährt nachts durch die Straßen von Petersburg, ein herrischer Offizier ist sein Fahrgast, später kommen andere. Sie treiben ihn an, fluchen und befehlen. Mehrfach versucht Jona sich zu erklären: "Und mir, Herr, ist nämlich... die Woche der Sohn gestorben." Aber er findet kein Gehör. Am Ende nach Dienstschluß findet Jona keinen Schlaf, er geht in den Stall zu seinem Pferd. "Mit jemandem darüber sprechen - das geht; aber für sich allein daran denken und sich das Bild des Sohnes vorstellen - das ist unerträglich, das ist grauenhaft", heißt es dann in der Erzählung. Und Jona wendet sich an seine Stute: "Stutchen, so ist es nun, Bruder... Kusma Jonytsch ist weg... Hat uns Lebewohl gesagt... Ist krank geworden und gestorben ganz umsonst... Sagen wir mal, du hast jetzt ein Fohlen und bist von dem Fohlen die leibliche Mutter... Und plötzlich, sagen wir mal, sagt dieses Fohlen dir Lebewohl... Das tut doch weh?" "Das Pferdchen kaut und schnauft seinem Herrn auf die Hände. Jona kommt ins Reden und erzählt im alles..."

Tschechows Erzählung beschreibt exakt, worauf es zuerst ankommt: den Raum zu gewähren, in dem Trauernde von dem reden können, was sie bewegt. Vielfach ist das schwieriger als selbst beim Kutscher Jona. Es gibt so eine wechselseitige Behinderung der Trauer: Ich rede nicht von meinem Schmerz, weil ich nicht weiß, ob Du das verstehen kannst: und: Ich verhalte mich distanziert und amtlich, weil ich befürchte, daß jede Berührung mit dem Schmerz Dich zu sehr aufwühlt. Sprachlosigkeit verhindert Trauer und macht den Schmerz unter Umständen zu einer unterschwellig zerstörerisch wirkenden Macht.

Trauerbegleitung ist Sprachhilfe. Darin bezieht sie sich zunächst vor

allem auf die gegenwärtigen Empfindungen. Sie hat jedoch auch mit dem Vergangenen zu tun. Oft ist es beschwerlich, wenn auf den Verstorbenen die Rede kommt. Schon Caspar klagt in der alten Auflage der Realenzyklopädie darüber, daß die Verstorbenen "in der Regel schlechtweg als Selige behandelt werden (RE 2, 529). Teils sind es archaisch-magische Vorstellungen, die tief wirken: Tote könnten sich rächen, wenn Böses über sie gesagt wird. Teils sind es Schuldgefühle, die so häufig in Sterbefällen die Hinterbliebenen bewegen: Haben wir alles getan? Teils ist es Angst, die Liebe zu verraten, wenn es gilt, konkret zu werden, von Glück und Schmerz miteinander zu reden. Es ist aber die große Chance für eine aus dem Glauben genährte Trauerbegleitung, beides zu vermeiden: Glorifizierung und Verdammung, der Wahrheit die Ehre zu geben im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes. Ein ehrliches Wort kann zur Trauer befreien und ihr zugleich das Maß setzen. Es ermöglicht, den Verstorbenen in "guter Erinnerung" zu behalten - nicht um den Preis der Verdrängung, sondern aus der Kraft erfahrener und gewährter Vergebung.

Der dritte Aspekt der Trauerbegleitung hat mit der Zukunft zu tun, mit der Zukunft der Lebenden. "In jeder Trauer liegt ein Keim von Wahnsinn", soll Goethe beim Tode seines Sohnes August gesagt haben. Wahnsinn - das wäre das Ende jeden Sinnes zu leben. Der Keim des Wahnsinns ist der Todeskeim. Sterben hat einen Sog. Es ist zuweilen schier unmöglich, den Toten loszulassen und selber zu leben. Neue Lebensschritte erscheinen als Verrat am Toten. Trauerrituale in vielen Kulturen sind als Reaktion auf diese schwierige emotionale Situation zu verstehen. Im Zululand in Afrika gehört zum Trauerzeremoniell z.B. eine ganz starke Identifikation der Trauernden mit dem Verstorbenen: die Witwe ißt nicht, ist unbedeckt - eben wie tot. Nach der Heimholung des Toten in den Kral jedoch ist die Trauer beendet, die Witwe wird wieder verheiratet. Mit Hilfe des Ritus wird der Tote in jenes Leben hinüber, der Hinterbliebenen in dieses Leben zurückgeführt. (Genauere Beschreibung bei Th. Sundermeier!)

Die Zukunft der Hinterbliebenen, ihre Neuorientierung im Leben hängt eng zusammen mit der Zukunft der Toten, mit der Hoffnung eines Lebens in Gott jenseits der Schwelle des Todes. Ich kann als Pfarrer dies in den starken Symbolen des Glaubens vermitteln: "die Toten werden durch Gott auferweckt werden und das ewige Leben ererben". Auch wenn dem Trauernden dieses Credo nicht voll zugänglich ist, vermag er doch vielleicht zu akzeptieren für sich, daß der Gott, der das Leben gibt, nun für den Toten sorgen wird: Ich jedenfalls darf unbesorgt sein.

Das Gegenwort zur Trauer wird von diesem Ansatz her: Freiheit. Es ist nicht die Scheinfreiheit, die aus Gefühllosigkeit kommt, aus der Leidverdrängung, aus der allenfalls Illusionierung erwächst. Es ist die Freiheit vom Tode zum Leben, die dann möglich wird, wenn ein Mensch in der Trauer getröstet worden ist. Und dann kann dies auch sehr lebenspraktische Gestalt annehmen: "Das Evangelium erlaubt neue Freude am Leben und neue Beziehungen, Ehen - ohne damit die Treue in Frage zu stellen" (D. Stollberg 137). Neuorientierung findet so Gestalt. Trauer ist der komplizierte Weg, den wir "Umkehr zum Leben" nennen - in einem mehrfachen Sinn des Wortes. Käthe Kollwitz spricht davon an späterer Stelle in ihrem Tagebuch: "Derselbe bleiben, der man war, bevor das Schicksal uns schlug, darf nicht sein."

IV. Praktische Möglichkeiten

Wie kann nun die Aufgabe der Trauerbegleitung, die Aufgabe zu trösten, von uns erfüllt werden? Wie können wir dazu helfen, daß Menschen in ihrer schweren Zeit beides vermögen: den Tod anzunehmen und das Leben?

Im Grunde verlangt das alles nach einem intensiven Begleitungsprozeß. Und da stellt sich sogleich die Frage, ob der Pfarrer hier nicht restlos überfordert ist. Fast alle Kollegen, mit denen ich gesprochen habe, sagten mir ehrlich, daß sie zu einer intensiven Trauerbegleitung im nachgehenden Gespräch in den meisten Fällen nicht kommen. Meist ist nur dort, wo schon vorher mit dem Sterbenden ein Kontakt möglich war, auch eine Begleitung der Hinterbliebenen erfolgt. Eben häufig gibt es das nicht. Und ich scheue mich auch davor, einen irrationalen Forderungskatalog aufzustellen. Für die Praxis der Trauerbegleitung sehe ich, wenn man die grundsätzlichen Aufgaben im Auge behält, vor allem zwei Wege:

I. Ich denke, es muß - gegen die Regelsituation - nicht der Pfarrer sein, der diese Aufgaben allein wahrnimmt. Zu trösten ist nach reformatorischem Verständnis kein pastorales Privileg, sondern ein Amt der Gemeinde. Je gründlicher und offener in einer Gemeinde über Erfahrungen der Trauer gesprochen wird, je deutlicher wird für den einzelnen Christen, was ihn tröstet, und umso kompetenter werden Gemeindeglieder, Trauernde zu begleiten.

Das hat nun allerdings gemeindepraktische Konsequenzen: Wenn Trauerhilfe im Kern als Sprachhilfe verstanden wird, dann setzt dies voraus, daß die Helfer selbst darüber zu sprechen gelernt haben. Ansatzweise Versuche, in Gemeindegruppen über Angst, Tod und Trauer zu sprechen, stimmen mich recht zuversichtlich. Trauernde zu begleiten - das ist in der Tat eine Aufgabe der Gemeinde, die sie wohl in besonderen Fällen, aber nicht generell an spezialisierte Seelsorger und Berater delegieren muß.

Um es noch einmal unmißverständlich zu sagen: Es geht mir nicht um die Qualifizierung von Laien zu einer Art Hilfsseelsorgern. Sondern es geht mir um das Wachsen von seelsorgerlicher, kommunikativer und d.h. im Grunde menschlicher Kompetenz in der Gesamtgemeinde, um ein Fähigwerden zum Fragen, Hören und Reden in den Dingen, die uns wesentlich angehen. Und ich glaube, hier liegen für die Zukunft Schwerpunktaufgaben eines wie auch immer sich verstehenden missionarschen Gemeindeaufbaus.

II. Hauptteil der Trauerbegleitung, sofern sie vom Pfarrer zu leisten ist, wird - auch bei abnehmender kirchlicher Bestattungsziffer - die Begräbnishandlung einschließlich Vorgespräch mit den Trauernden sein. Die Skepsis gegenüber dem Ritual der Bestattung ist vielleicht weniger berechtigt, als wir Pfarrer in der Regel meinen. Werner Jetter nennt die Rituale "gefährliche Unentbehrlichkeiten". Darin steckt beides:

Sie sind "unentbehrlich". Das Ritual stellt einen Kommunikationsvollzug dar, der Einzelnen oder Gruppen die Vergewisserung ihrer Identität und Kontinuität ermöglicht (nach M. Josuttis). In Bezug auf das Bestattungsritual bedeutet dies im Einzelnen:

1. Der neue Stand des Toten, sein Totsein wird bestätigt. Im Ritual wird sozusagen vorweggenommen, was der Trauernde im Moment noch kaum

wahrhaben kann: der Tote ist tot.

2. Die Gefühle der Trauernden werden "kanalisiert". Schmerz wird in Worte gefaßt. Das Gefühlswirrwahl wird durch geformte Sätze der Klage strukturiert. Schmerz wird so besprechbar. Kanalisierung geschieht auch durch eine bestimmte Form von Verallgemeinerung: Im Bestattungsritual wird bewußt gemacht, daß der Trauernde am allgemeinen Geschick der Menschen teilhat. Individuelle Erfahrung wird auch als kollektive Erfahrung benannt.

3. Die Realität des Todes wird veröffentlicht. Die für die Trauerfamilie relevante Öffentlichkeit (Verwandtschaft, Nachbarn, Kollegen) hat die Möglichkeit der Teilhabe. Sie kann nun angemessen reagieren.

4. Die neue Identität des Trauernden wird durch das Ritual manifest: Der Trauernde wird als verwitwet oder verwaist angesprochen. Damit wird seine neue Identität bezeichnet, die Identität eines Lebenden unter veränderten Umständen.

5. Die Angst um den Toten wird reduziert. Von dem Toten wird gesprochen als einem, der nun eingegliedert ist in die Gemeinschaft der Verstorbenen, die in Gott ruhen. (nach Y. Spiegel, T. Stählin)

In all diesen Funktionen ist das Ritual keine Weihehandlung, auch keine Antizipation des Jüngsten Gerichts. Und darum gibt es m.E. auch keine theologischen Gründe, denen, die um einen Menschen trauern, der der Kirche nicht angehört, das Begräbnis zu verweigern, sofern dieses Anliegen echt ist und dem ausdrücklichen Willen des Verstorbenen nicht entgegensteht.

Das Bestattungsritual, wie wir es hier verstehen, ist eine unentbehrliche Hilfe. Es betrifft vorwiegend den diakonischen Auftrag der Kirche, nämlich Hilfe zu gewähren. Und dafür gibt es nur eine wirklich unabdingbare Voraussetzung: daß Hilfe auch wirklich begehrt wird (Heino Falcke). Das Ritual gibt dem Abschied Struktur, grenzt Trauer ein und verhindert, daß sie in eine endlose Katastrophe mündet. Was hier vom Ritual gesagt wurde, klingt bewußt allgemein. Rituale sind Formen menschlicher Kommunikation. Daß sie in unserer Umwelt auch von Nichtchristen gebraucht werden auf ihre Weise, ist gut verständlich und berechtigt uns in keiner Weise zu herablassenden oder gar ironischen Urteilen.

Rituale sind unentbehrlich, aber sie sind auch "gefährlich". Sie werden zu trostlosen Formalakten einerseits durch Beziehungslosigkeit, andererseits durch Inhaltsleere. Hier hat die Skepsis vieler Pfarrer ihre Berechtigung.

Sprechen wir zuerst von der Beziehungslosigkeit. Als ganz junger Pfarrer war ich einmal tief verletzt und verunsichert, als eine Frau nach der Beerdigung zu mir deutlich vorwurfsvoll sagte: "Sie haben aber gar nichts über meinen Mann gesagt!" Ich verstand das überhaupt nicht, ja ich konnte nachweisen, daß das Gegenteil der Fall gewesen war. Heute ahne ich, was die Frau gemeint hatte: Sie hatte meine innere Distanz gespürt. Und ich entsinne mich: Was sie in der Schockphase nach dem Tode ihres Mannes über diesen sagte, erschien mir allzu schablonenhaft (immer hilfsbereit usw.). Es sagte mir nichts. Ich hatte den Schmerz nicht und die Frau nicht verstanden. So konnte ich im Grunde auch nichts sagen. Es fehlte die Sym-Pathie. Und deshalb, wegen meiner Beziehungslosigkeit, blieben Ritual wie Predigt stumm. Die Haltung des Pfarrers kann die Botschaft des Lebens zwar nicht objektiv widerlegen, aber situativ wirkungslos machen.

Beziehungslosigkeit ist nun freilich nicht nur ein Problem von seiten des Pfarrers. Ich will das Problem der Nichtkirchenzugehörigkeit des Verstorbenen nicht verharmlosen, aber das für den Pfarrer relevantere Problem ist vermutlich das der Nichtkirchenzugehörigkeit der Trauernden. Wenn ich als Pfarrer keine Erwartungen spüre, wenn ich mich im Grunde nur als ein notwendiges Übel in einem unvermeidlichen Arrangement akzeptiert sehe, dann bleibt es sehr oft in mir stumm, und es bedarf schon eines Überschusses an Hoffnung, in dieser Situation lebendig vom Leben und Sterben zu reden.

Das andere Problem, das Rituale gefährlich werden läßt, ist die Inhaltsleere. Es ist nun beileibe nicht zweitrangig, was denn in einer Trauerfeier gesagt wird. Ritual und Verkündigung legen sich gegenseitig aus. Anders als H. Falcke möchte ich bei einer Bestattungsfeier keineswegs auf die freie Wortverkündigung verzichten. Ich denke, das Wort einer personbezogenen Verkündigung ist notwendig, nicht nur weil die meisten Pfarrer eine nachgehende Seelsorge einfach nicht schaffen, sondern weil die spezifische homiletische Situation Worte möglich macht, die im ungeschützten Gegenüber schwerfallen. Wenn ich mit einem Satz sagen sollte, worum es geht, wenn Inhaltsleere und damit Trostlosigkeit der Bestattungsfeier vermieden werden sollen, so würde es heißen: In Liebe der Wahrheit die Ehre geben, und zwar:

- Der Wahrheit der Situation: der Klage, dem Schmerz, dem immer wieder Unbegreiflichen ist Ausdruck zu geben, das uns mit der Verborgenheit Gottes konfrontiert. Wahrheit wirkt entlastend.

- Der Wahrheit über den Verstorbenen, soweit ich sie nach bestem Wissen und Gewissen zu erkennen vermag: indem ich weder idealisiere noch be- oder gar verurteile. In jeder Leichenrede liegt die Gefahr der "Lügenrede". Aber es gibt auch eine protestantische Skrupellosität, die unangebracht ist. Das Evangelium gibt die Freiheit, Menschen zu loben und Gott dafür zu danken. Eine kirchliche Bestattung wird nicht dadurch unglaubwürdig, daß der Tote kein rechter Christ, womöglich kein Kirchenglied war, sie wird aber unglaubwürdig, wenn ich als Pfarrer so tue "als ob". Der Wahrheit die Ehre zu geben, dazu gehört auch, daß ich den Schmerz nicht unausgesprochen lasse, den es bereitet, daß der Verstorbene der Gemeinschaft des Glaubens entbehrte. Und ebenso gehört dazu, daß ich die Frage nicht unterdrücke, die sich von daher an die ganze Gemeinde richtet. Das Problem der Bestattung von Menschen, die der Kirche nicht angehörten, ist mir primär weder ein dogmatisches, noch ein kirchenrechtliches, sondern ein pastorales, und es lautet auf einen Nenner gebracht: Kann ich da bei der Wahrheit bleiben? Natürlich geht es um die Wahrheit in Liebe, nicht um Anrechnung in irgendeiner Form.

- Die Wahrheit über mich, den Pfarrer: Selbstverständlich ist das nicht im Sinne einer Selbstdarstellung gemeint. Aber wenn ich als Pfarrer vermeiden will, nicht bloß "Funktionär" zu sein, muß ich mich als Person in Anspruch nehmen lassen. Eine Predigt, in der nicht unmißverständlich wird, wie ich sowohl zu den Trauernden und ihren Leiden wie eben auch zu der Hoffnung stehe, die ich ihnen vermitteln möchte, bleibt ohne Strom und Kraft. Natürlich bin ich anders berührt, aber daß ich berührt bin bis hinein in meine Ratlosigkeit und Ohnmacht - das ist die Wahrheit, die Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit schafft.

- Der Wahrheit schließlich ist die Ehre zu geben, die uns gegeben ist in Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, der Wahrheit vom Tod des Todes und der Verheißung des Lebens. Mit Absicht wird dieser Aspekt zuletzt genannt, weil ich - vom homiletischen Standpunkt aus, der

sich vom dogmatischen unterscheidet - meine: Erst wenn der Wahrheit der Situation die Ehre gegeben ist, gibt es eine Chance, die jeder menschlichen Situation überlegene Wahrheit zu vernehmen.

Das ist nun nicht mehr allein die Wahrheit der Trauernden, des Toten oder des Begleiters in der Trauersituation. Unvermeidlich wird es über dieser Wahrheit zu Reibungen kommen angesichts bürgerlicher Erwartungen an den Pfarrer. Das ist gar nicht anders möglich. Es sollte freilich auch den Trauernden im Vorgespräch nicht verborgen werden, daß christliche Trauerbegleitung ihren qualitativen Schwerpunkt in der Christus begründeten Hoffnung hat. Es könnte sein, daß mancher Wunsch nach einer kirchlichen Bestattungsfeier sich dann als ein Mißverständnis herausstellt. Diese Wahrheit, die letzte, wird sich reiben mit vordergründigen Ansprüchen, aber es wird sich immer wieder auch überraschend zeigen, daß sie echten und tiefen Erwartungen auch entspricht; denn es ist die Wahrheit des Evangeliums, der die Ehre zu geben ist. Sie ist von den anderen Ebenen der Wahrheit unabhängig und doch zugleich stets auf sie bezogen. So wird sie die Wahrheit, die zum Leben führt - hier und dort.

Sie verändert die Situation, sie öffnet gleichsam eine Tür im Gefängnis von Trauer und Depression: und wer es vermag, kann da hinausschauen und hinaustreten. Insofern ist jede Trauerbegleitung, wenn man so will, missionarisch. Aber sie ist es nicht im Sinne einer evangelischen Ver Zweckung. Sie läßt den Trauernden die Freiheit - wie auch denen, die der Zufall mit christlicher Trauerbegleitung in Berührung gebracht hat.

• VERWENDETE LITERATUR

- Chessex, J.: Leben und Sterben im Waatland, Leipzig 1981;
Falcke, H.: Der Dienst an den Trauernden, in Theol. Versuche V, Berlin 1975, 245 - 260;
Hahn, S.: A. Thom: Sinnvolle Lebensbewahrung - humanes Sterben, Berlin 1983;
Haustein, M.: Rechtfertigung und Bestattungsrede, ZdZ 11/1981, 413-419;
Jenssen, H.H.: Die Bestattung, Handbuch der Prakt. Theologie II, Berlin 1974, 176 ff;
Jetter, W.: Symbol und Ritual, Göttingen 1978;
Krusche, P.: Das Begräbnis, H.-D. Bastian u.a.: Taufe, Trauung und Begräbnis, München 1978, 130 - 195;
Lindemann, F.-W.: Seelsorge im Trauerfall als Problem der Pfarrerfortbildung, Göttingen 1984;
Merkel, F.: Bestattung V, Praktisch-Theologisch, TRE 5/1980, 749 ff;
Spiegel, Y.: Der Prozeß des Trauerns, München 1973;
Stählin, T.: Die Bestattung, Handb. der Prakt. Theol. Bd. 3, Gütersloh 1983, 195 ff;
Stollberg, D.: Festhalten und loslassen. Zur Predigt am Grabe, in: ders.: Wenn Gott menschlich wäre..., Stuttgart 1978, 129-139;
Winkler, E.: Das Wort der Hoffnung, Berlin 1983;
Winter, F.: Seelsorge an Sterbenden und Trauernden, Berlin 1976.

Herausgeber: Oberkirchenrat der Ev.-Luth. Landeskirche Mecklenburgs;
Chefredakteur: Pastor Gerhard Thomas, Schwerin, Münzstraße 8;
veröffentlicht unter Lizenz Nr. 423 des Presseamtes beim Vorsitzenden
des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik. AN (EDV) 13439